

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 5 (1901)
Heft: 15-16

Artikel: Albin Indergand [Fortsetzung]
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574815>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



So nahte der Sommer seinem Ende. Noch glomm der Feuerschein von der Steinwand durch die stillen Nächte, noch läutete die Heinrike den Anderhaldeinen den Frieden ein. Da drang am letzten Augusttage die Nachricht ins Dorf, daß die Nidwaldner Landsgemeinde mit stürmischem Mehr den Widerstand gegen die Franzosen beschlossen, daß die Sturmglöckchen in allen Gemeinden Nidwaldens tönten und das Volk die eidgenössischen Freunde dringend um Beistand mahne. Ein Säumer brachte die Nachricht, der an des Präses Hütte seinen Pferden die Lasten abnahm. Er stand, ein kleiner, breitschulteriger Mann, mit zwei Knechten bei seinen Rossen. Drei Knechte des Zumburgen gingen ihnen an die Hand und ein paar Neugierige standen zugaffend in der Straße. Da, als der Präses eben aus dem Hause trat, um das Ausladen zu überwachen, gab der Säumer seinen Bericht. Jener hatte zuerst nur halb hingehorcht, dann wurde er aufmerksam und plötzlich war es, als nehme ihn ein Gedanke ganz gefangen, denn er blieb, die Augen ins Leere gerichtet, wie angewurzelt stehen. Er schien die, die um ihn waren, völlig vergessen zu haben; langsam strich er sich mit der Rechten über Stirn und Haupt. Als ihn der Säumer anredete, zuckte er zusammen.

„Beim Gid hätte ich Lust, mit hinüberzugehen,“ sagte dieser zu ihm.

„Hoffentlich lassen die zu Schwyz und Uri die Nidwaldner nicht vergebens bitten,“ meinte einer von der Straße.

„Wenn ich die Stube nicht voll Gosen hätte, ich stände nicht lange mehr hier,“ warf ein anderer ein.

Ein Dritter, ein junger, kühnäugiger Bursche, trat mit roten Wangen an den Zumburgen heran.

„Lasset Sturm läuten, Präses! Wir wollen nicht die Letzten sein, die sich zu Altorf sammeln, wenn's nach Stans geht.“

Der Präses hatte noch immer denselben verlorenen Blick.

„Das geht nicht an,“ sagte er. „Es ist Ruhe geboten, die müssen wir halten. Wenn die Oberen Euch rufen, ist es noch Zeit genug.“

„Vorwärts, Präses, Ihr seid doch kein Furchtpeter! Was soll die ewige Geduld und das Ducken nützen?“

Dem Bauern, der ihn so mahnte, gab der Zumburgen mit leisem Kopfschütteln Bescheid: „Da müßt Ihr nicht mich, da müßt Ihr die Gescheiten fragen! Ich weiß nur, daß Euch das Ducken befohlen ist.“

Mit dieser sonderbaren Rede wendete er sich und trat ins Hause zurück. Die in der Straße schüttelten die Köpfe. „Aus dem soll der Teufel klug werden,“ knurrte einer.

„Er ist halt nicht mehr, was er gewesen ist,“ raunte einer seiner Knechte höhnisch.

Keiner von Allen ahnte, daß sie den Präses zum letzten Male gesehen hatten.

Als es Nacht und im Hause des Zumburgen alles still geworden war, stand dieser in seiner Wohnstube. Eine Kerze brannte trübelig und erhellt kaum den weiten Raum. Massig und mächtiger denn je hob sich die Gestalt des Bauern aus der Dämmerung der Stube. Er hatte einen Säbel umgegürtet und hielt den schweren Stützen in den Händen. Ihn an das Licht haltend, prüfte er das Schloß. Als er emporzog, stand sein Weib in der Thür ihrer nebenanliegenden Schlafkammer. Ihr offenes Gesicht war bleich und voll eines bitteren, thränenlosen Ernstes.

„Recht, daß du da bist,“ sagte der Präses leise. Sie that ein paar Schritte ihm entgegen; dann standen sie Auge in Auge, die viele Jahre gute Kameraden gewesen waren.

„Ich gehe nach Stans,“ sagte der Präses.

Die Bäuerin zuckte nicht. „Ich habe es gedacht,“ sagte sie, „sobald sie mir davon geredet haben, daß dort Krieg ist.“

„Es ist gut, daß du mich so verstehst,“ begann der Präses wieder. „Willst du mir die Hand geben?“ fragte er dann.

Das Weib legte die Hand fest in die seine.

„Du und das Kind, Ihr seid versorgt! Wenn Krieg ins Land kommt, flieht in die Alp. Die Truhe ist voll,“ sagte er zu ihr.

Die Frau nickte nur, sie blieb fest und sah ihn gerade an, und sein Blick hielt zum ersten Male wieder dem ihren Stand.

„Der Pfarrherr hat Recht bekommen. Vor seiner schlimmen Stunde ist keiner sicher,“ sagte er nach einer kleinen Weile schwer. Da legte sie die andere Hand auf seine Rechte und drückte sie fest. „Was geschehen ist, ist vergessen und vergeben. Der Herrgott sei mit dir, Mann! Und wenn der Tod an dich kommt — du hinterläßest ein gutes Andenken.“

Er beugte sich über sie und legte den bartigen Mund auf ihre Stirn. Hand in Hand schritten sie zur Thür und dann bis an die Thüre der Kammer, wo die Heinrike schlief.

„Deffne,“ sagte der Präses zu seinem Weibe. Er selber trat in das Dunkel zurück. Die Hanna drückte vorsichtig die Klinge und ging hinein.

„Sie schläft,“ flüsterte sie, als sie zurückkam.

Da trat er an ihr vorbei an die Thür. Lange stand er auf der Schwelle und sah auf das Bett der Heinrike. Ein Mondscheinstreif lief über die Kammer-cke und hellte die Stelle, wo das Haupt des Mädchens in den Kissen lag. Das sah der Präses an. Sein Blick war still, in seinem Grunde lag eine heimliche Sehnsucht. Aber nichts sonst verriet die Bewegung, die in seiner Brust wallte. Im Dunkeln stand die Frau und schaute ihn an, und während sie ihn reglos über seinem Mädel wachen sah, an dem er allezeit mit einer großen Liebe gehangen, bebten ihr die Lippen zum ersten Mal in verbissenem Flennen.

Endlich trat der Präses zurück. Er schloß sorglich die Thür. Dann reichte er seinem Weibe abermals die Hand.

„Behüt Gott!“

Aus der Stubenthürecke, wohin er ihn gestellt hatte, griff er den Stuken. Als die Frau ihm über die Treppe folgen wollte, drängte er sie mit sanfter Gewalt zurück. Dann stieg er hinab. Sein Tritt war fest; in seiner Haltung war eine eiserne Entschlossenheit. Die Hanna sah ihn gehen und als sein Schritt auf der Straße verhallte, raffte sie sich auf. Es war keine Schwäche an ihr, nur ein seltsamer Leidenszug um ihren Mund trat schärfer, wie mit dem Messer gerissen, hervor. Sie ging in ihre Schlafkammer.

Inzwischen hat der Präses seinen nächtlichen Weg thalab.

Dass er gegangen war und wohin, erfuhren die von Anderhalden am nächsten Tag. Das Dorf kam in Aufruhr. „Nach wollen wir ihm! Dabei wollen wir sein,“ schrieen die Jungen und die Heißblütigen. Der Pfarrherr mahnte zur Ruhe; aber ein Haufe zog doch aus. Sie halfen zu Altorf das Zeughaus plündern.

Und nach Tagen, als die Brandrötten am Himmel den Bericht vom Geschicke der Nidwaldner nach Uri herüberleuchteten, kamen sie ins Dorf zurückgeschlichen, als hätten sie Schläge geholt. Sie waren nicht aus der Grenze gewesen. In den Kleidern jedoch trugen sie verborgen vom Zeughaus geraubte Waffen heim.

Von dem Johann Karl Zumbrunnen kam keine Kunde. Siebenundzwanzig Urner waren unter den Nidwaldnern gestanden; unter denen, die nie heimkehrten, war der Präses von Anderhalden.

22. Kapitel.

Der Auszug der Siebenundzwanzig, die den Nidwaldern zu Hülfe geeilt waren, und die Gährung in Uri trugen schlechte Früchte. Die Franzosen lehrten die Herren heraus. Der Rest des Staatschakos musste an die helvetische Regierung abgeliefert, die Waffenvorräte des Zeughauses zu Altorf aushingegeben werden. Die Aufregung im Volke wuchs; aber die Mahner und Säntiger, die Pfarrherren, hielten die Grossen noch nieder. In Anderhalden war fast Ruhe. Sie hatten noch keinen Präses gewählt. Es war kein Mann da, den nach der Führerstelle gelüstete, und der Präses hatte zu sehr alle überagt, als daß sie einen gefunden hätten, der ihnen erschien.

An seinem Feuer auf der Steinwand wachte der Albin. Seine Augen waren falkenhaft hell, in seinem Innern war Kampf. Zu Anderhalden fehlte ein Wille! Kam seine Zeit?

Die Tage vergingen; die erste Hälfte des Oktobers verstrich. Dann kam ein Tag, an dem aus den Thaldörfern Boten gehastet kamen: „Die Franzosen sind in Altorf eingezogen!“

Als die Botschaft umlief, strömten die Dörfler in die Gassen.

„Wir müssen in die Berge,“ stammelten ängstliche Weiber.

„Bei den Männern bleiben wir,“ sagten die standhaften, und die waren in Ueberzahl.

Dann trat der Pfarrer unter sie. „Der Franzosenzug ändert nichts,“ sagte er; „gehe jeder an sein Tagewerk und füge sich ins Unvermeidliche. Und wenn die Soldaten heraufkommen, haltet Ruhe, daß kein Unglück geschieht!“

Auch jetzt duckten sich die Anderhaldener. Nach Wochen kamen die Franzosen. Es wurde ein Herauf und Herunter durchziehender Soldaten. Zuweilen blieben sie tagelang im Orte. Dann lastete es wie ein Alp auf den Bauern. Sie gingen mit finstern Mienen umher. Die Blicke, die unter gerunzelten Brauen nach den

Feinden gingen, waren häserfüllt. Aber wenn je ein Tag kam, an dem das Dorf frei von den Fremden war, verdrängte das Elend den Haß. Dann gellten Klagen von Haus zu Haus. Die Franzosen hatten genommen, was zu nehmen war. Hinter ihnen blieb die bittere Not. Die Weiber sahen sich in leeren Kästen um und sinnerten, die Männer setzten die Zähne auf einander und begannen mit jedem Mal ihr Tagewerk unwilliger, weil seine Frucht doch nur für den Feind war. Der Pfarrherr allein wußte zu trösten und aufzurichten. Er spendete, wo er hatte, mehr als er selber entbehren konnte. Mit ihm gingen zwei Mädchen in die Hütten, die Heinrike, die in diesen Tagen ihr Erbe verteilte und die starke Agatha, deren allezeit heller und mutiger Sinn allein schon die Mütlosen aufrichtete.

Und noch immer scholl am Abend das Friedensläuten und das Steinwandfeuer brannte.

Das Feuer leuchtete durch den Schnee und das Flockentreiben, durch Nebel und die glanzgesegneten Frostnächte schien es hernieder zum Dorf.

Einmal, als schon der Frühling die Eispanzer der Berge sprengte, fuhren sie zu Anderhalde mit einem Fauchzer empor. Die Franzosen hatten sich blutige Köpfe geholt. An der Oberalp hatten die Bündner sie gen Ursen zurückgedrängt. „Ha, jetzt sollten wir sie von hinten packen,“ lachten da die Dörfler und das Gelüsten blitze aus ihren Blicken. Aber das Lachen verstummte. Selbst das Neden! Ein Verbot, über die Schläge, die sich die Welschen geholt, zu sprechen, kam heraus. Da fausteten die Bauern nur noch heimlicher: Das Maul will man uns verbieten! Einmal könnt's genug werden!“

Es wurde genug. Der April brach mit Stürmen ins Land. Der Föhn raste vom Gotthard her. Die Lawinen donnerten und das letzte Eis brach von den Wänden. Da kam ein Aufgebot, daß die dienstfähige Mannschaft der Dörfer sich kirchgangsweise zur Erstellung der Kontrolle melde. Ein Wutschrei gellte aus allen Thälern. Das Volk hing an seinem Wehrwesen. Nun sollten sie künftig mit den Fremden ziehen und für die Welschen bluten. Sie hohnlachten über das Verlangen; und der Grimm der Männer schwoll.

Zu Anderhalde waren am Abend des fünften April die Bauern in und an der Turgerschenke versammelt. In der Stube ging es laut her und das Schimpfen und Neden derer, die dort über Wein und Brantwein saßen, pflanzte sich durch die offene Thür auf die fort, die im Freien auf Bank und Bauholzschichten hockten. Das Soldatenaufgebot hielt alle in Atem. Jeder redete. Es wurde ein wirres Durcheinander von Stimmen und Meinungen. Keiner aber war, der seinen Willen zu dem der Anderen machen können.

Die Nacht sank mählich über die Berge. Ein unruhiger Sternenschein war über den dunklen Kuppen der letztern, durch die Gassen zog der Föhn. Dann schien es, als wuchse der Wind plötzlich und machtvoll; er kam in wilden Stößen thalab gefahren. Die Hütten zitterten, ein paar Fenster klirrten, ein Gieren war im Holzwerk und in den Klüsten und Schluchten klang es wie Heulen und Stöhnen. Die Bauern drückten sich in den Schutz der Hütten, aber sie blieben gerottet, keinen verlangte heim, und es lag über allen wie eine schwere, dumpfe Ahnung von etwas Unbestimmtem, Schrecklichem.

Da kam vom Oberdorf her ein Bub an die Turgerschenke gestürmt: „Das Steinwandfeuer brennt!“

Der Bub warf die Arme aus und schrie es in die Scharen hinein, deren Raten und Reden just hatte vor der wachsenden Stimme des Föhns verstummen wollen. Aus der Schenke und von allen Hütten stoben sie auf den Dorfplatz hinaus. Es war ganz finster geworden. Die Mattenthalberge standen wie schwarze Mauern gegen den wenig helleren Himmel. Eine rote flammende Säule aber erhob sich von der Steinwand. Sie warf einen roten Rosenschein auf die nackten Felsen, auf die einsame Matte des Albin und über die Waldfästme. Jetzt warf sich der Föhn über die lodernde Flamme und bog sie, riß goldige Zungen von ihr und trug sie thalab, daß sie wie Blitze in das leere Dunkel fuhren. Eine Gestalt trat in den blutroten Schein, hoch wie ein Recke! „Seht ihr den Steinwandler?“ schrie einer auf dem Dorfplatz. Aller Blicke flogen in sprachlosem Erstaunen zu dem Jüngling empor, dessen Leib in fast übermenschlicher Größe aus Nacht und Flammen trat. Sie sahen, wie er das Feuer schürte und sahen eine zweite Gestalt in die Helle treten. Es war die des Hüterbuben, den sie ihm beigegeben hatten. Der Albin aber riß plötzlich ein loderndes Scheit aus der Holzschicht, trat bis an den äußersten Rand seines Felsens und schwang die Fackel einmal im Kreis, dann wie einen Weiser gegen Norden sie hinstreckend. Das Zeichen war so deutlich, daß die Blicke aller der Untenstehenden sich über ihre Hütten nordwärts wendeten. Sie sahen eine sonderbare Röte den Himmel überfließen, als steige aus dem Hause der Windgellen wie aus Vulkanen Feuer und Rauch. Da lösten sich einzelne Männer aus dem Haufen der Dörfler und stoben den Kirchweg hinan, dann erfaßte Haft alle Zurückgebliebenen und bald, gleich plötzlich steigender Flut stieg, was zu Anderhalde heil und gesund war, zum Kirchhügel empor. Es war eine erregte Gemeinde, die sich dort sammelte. Ein Drängen und Wogen von Menschen im Dunkel der Nacht! Der Pfarrherr stand unter ihnen; ihn umdrängten sie und einer fragt den andern: Was mag es sein?

Über den Windgellen war der Himmel eine feurige Wand, in der es wogte und lebte, wie in einem Spiegel. Funken stoben wie von gewaltigem Ambos, und ganze Brunnen von Feuern schossen auf und ergossen sich in glühendem Negen zurück. Die schwarzen Riesenglieder der Berge hoben sich haarscharf von dem lohenden Grunde ab, das Neufthal lag dunkel zu Füßen des starrenden Volkes. Das Rauschen der Bäche tönte zuweilen herauf, aber lauter als alles war die Stimme des wachsenden Föhns, der von allen Wänden jaulte.

„Was mag es sein?“ ging noch die scheue Weiberfrage unter den Anderhalbnern.

„Ein Brand ist's! Das ganze Unterland brennt,“ gellten Rufe dawider.

„Krieg und Aufstand ist es,“ schrieen andere. „An die Franzosen sind sie geraten da unten.“

Noch dauerte das wirre Durcheinander der Stimmen, in das der Wind sich warf, die Töne verschlagend oder mit einem Laut wie Posaunenschall alle Nede überhallend. Da schwang sich plötzlich ein Mensch auf die Mauer am Kirchenthor, wo Säulen das Bordach trugen. Die Kienholzfackel, die er in der Linken hielt, hatte einen Augenblick inmitten des Menschenknäuels geleuchtet, jetzt hellte sie die Stelle, wo er stand und zeigte den Anderhalbnern das kühne Gesicht des Albin Indergand. Er war bleich vom raschen Lauf, die breite Brust hob und senkte sich sichtbarlich unter dem Hirtenhemde, aber die Augen hatten einen Blick voll eines hinreißenden Feuers und über ihnen die wölbige Stirn stach wie ein weißes Wahrzeichen von den dunkeln Haare ab. Der Albin erhob die Stimme. Hätte ihn einer gefragt, er hätte es selbst nicht zu sagen gewußt, was ihn trieb und besaß. Es war nur wie ein Ruf in ihm: Deine Zeit ist da! Und wichtig, alles Vergangene völlig vergessend, warf er sich zum Meister derer auf, die ihn lange verstoßen hatten.

„Männer,“ sprach er in kurzen, markigen Tönen. „Was da unten brennt, kann ein Dorf sein, über das ein Unglück gekommen ist. Vielleicht aber haben die ihre Hütten angesteckt, die die Welschen haben drinnen wohnen lassen müssen! Vielleicht ist das das Wahrzeichen, daß der Tanz losgeht, daß Krieg wird! Sollen wir hier oben warten und warten und zusehen! Ich gehe dem Scheine nach! Wer sich nicht fürchtet, der kommt mit mir!“

Der Albin sprang von seiner Mauer, die Fackel in seiner Rechten glomm hoch über seinem Haupte, in seiner Linken trug er ein Gewehr, das er an die Mauer gelehnt hatte. So bahnte er sich Weg durch die Menge. Er redete nicht mehr, aber sein Wesen zwang sie mehr als seine Worte. Ein Zauhzen erhob sich kurz und mächtig, wie ein Föhnstoß daher braust, aus der Menge,

dann war alles still, und ein geschäftiges Wogen begann unter der Schar. Männer eilten über den Hügel hinab und in ihre Hütten und strömten wiederum auf dem Dorfplatz zusammen, der von Lichtern und Fackelbränden hell war. Da stand der Albin, auf sein Gewehr gelehnt, die braunen Züge eisern und einen herrischen Ausdruck um den Mund. Alle Blicke hingen an ihm, als wäre er seit Jahren und Jahren zu Anderhalben der Führer gewesen. Schon war sein Gesicht von einer leisen Ungeißel lebendig, als sammle sich die Schar langsamer, als er gemeint hatte. Da kam der Pfarrherr über den Kirchweg herniedergestiegen. Er war barhäupt, der rote Lichtschein der Brände lag auf seinem Gesicht und seinem bleichenden Scheitel. Er trat in die Menge und schritt auf den Albin zu. Als dieser ihn sah, war es, als wolle er vor ihm niederknien. Aber er leuchtete ihn nur mit seinen flammenden Augen an und sagte fast heftig: „Schelst mich nicht! Ich muß thun, was ich thue!“

Der Hochwürdige sah an ihm empor. Er erkannte ihn kaum wieder. Die fremde Kraft, die von ihm ausging, und die ihm die ganze Schar der Dörfler dienstbar zwang, zog auch ihn in ihren Bann. Er streckte beide Hände aus; und der Albin legte die seine hinein: „Gott mit dir, wenn es zum Kampf geht,“ sagte der Hochwürdige.

„Gott mit euch,“ fuhr er lauter fort und erhob wie segnend die Hände, als in diesem Augenblick die Menge drängte und der Albin plötzlich sich losreißend von ihm hinweggetreten war.

Die Schar setzte sich in Bewegung, kein Ruf wurde mehr laut, in schweigender Hast zogen an die vierzig waffentragende Männer aus dem Dorfe thalzu. Der Albin schritt an ihrer Spitze. Alles Volk stand in den Thüren trotz der späten Stunde. Ein kurzer Gruß ging hin und wieder zwischen denen, die abzogen und den Zurückbleibenden. Der Albin allein sah nicht zur Rechten noch zur Linken, es schien, als hing sein Blick an einem unsichtbaren Ziele. Nur als sie unter der Präseshütte hindurchzuziehen sich anschickten, hob er die Augen. Eine Gestalt war bis dicht an die Straße herangetreten. Es war die Heinrike.

„Heute darfst nicht mehr läuten, Mädchen,“ rief ihr einer aus den Reihen zu.

Die Heinrike nickte nur. Sie sah dem Albin ins Gesicht. Ihre Augen schienen in einem warmen Glanz. Da fuhr dem Bub alles Blut zu Hauften und er erwiederte wortlos den Blick mit einem Blassen und Strahlen der eigenen Augen.

Dann tauchten die Gestalten ins Dunkel der Mattenbachschlucht. Die ihnen nachgegangen waren, blieben stehen und sahen einen nach dem andern ihren Blicken

entschwinden. Es wurde stille von ihren festen Tritten, nur der Föhn brauste noch. Und die blutrote Feuerwand im Norden lohte höher.

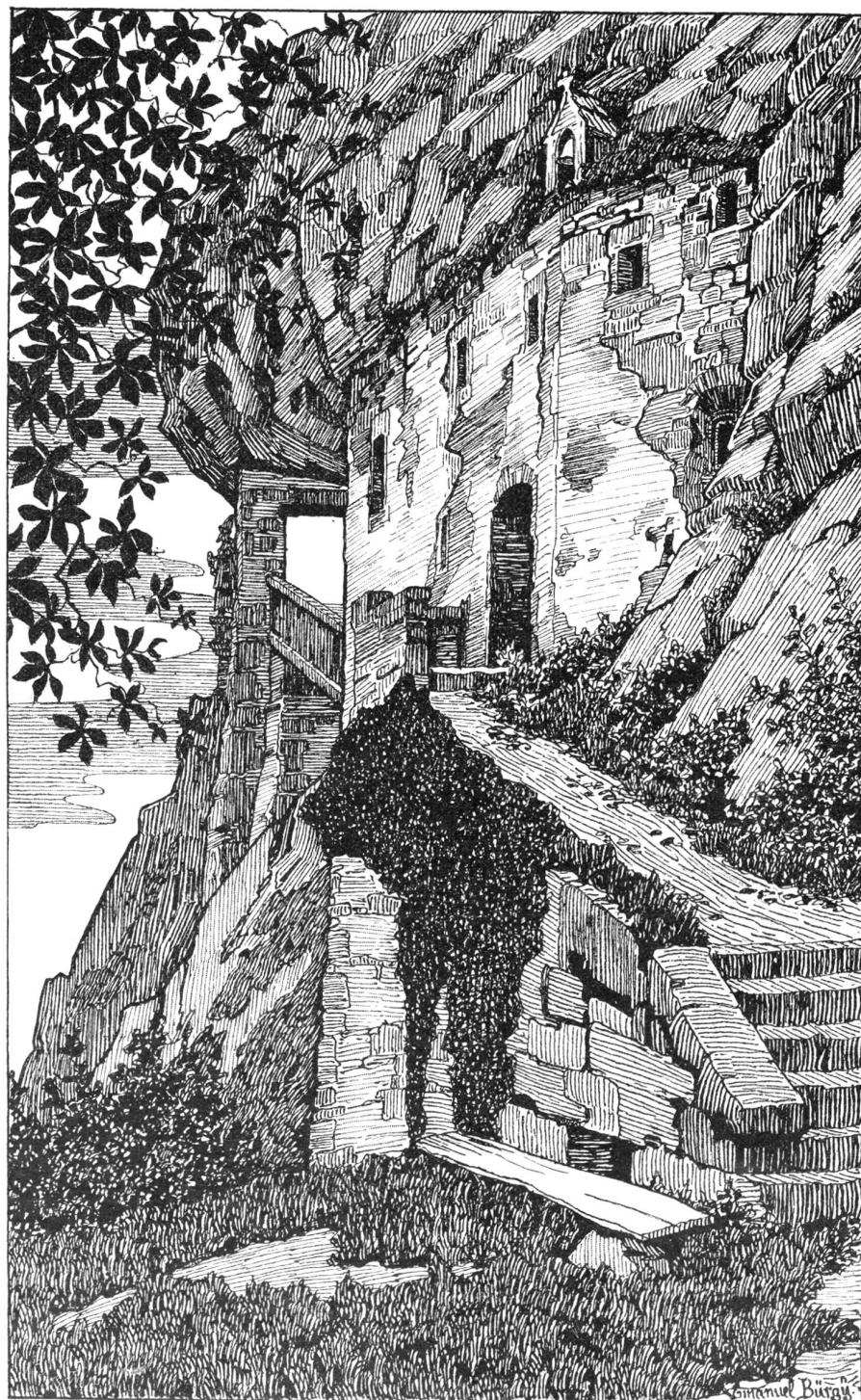
23. Kapitel.

Der Albin und seine Schar waren nicht zurückgekommen. Wo sie blieben, wußte keiner recht. Aber,

was geschehen war, war bald genug im Dorfe bekannt geworden. Jene Brandröte hatte über dem in Flammen untergehenden Altort gestanden. Täglich kamen Leute nach Anderhalden, die von dem Elend zu erzählen vermochten, das über den Hauptort des Landes gekommen war. Sie wußten auch zu berichten, daß, ob auch die Ursache des gewaltigen Brandes nicht aufgeklärt sei, doch das Gerücht in allen Gassen flüstere, der Haß wider die Fremden habe einem Urner die Brandfackel in die Hand gegeben.

Darnach war im ganzen Unterlande eine wirre Zeit. Das Volk hatte keinen Führer, der helvetische Statthalter zu Altort war gewichen und niemand war, der regierte. Die Franzosen hatten sich an den See zurückgezogen. Eines aber war lebendig in Uri und wuchs, wie die Flammen aus dem Brandherde Altorts gewachsen waren, der Haß wider die Welschen und der Wille, gegen sie zu kämpfen. Es waren Viele, die ihn schürten und es ging das Gerede, daß auch die von Anderhalden Verzogenen zu Altort am hellen Tageslicht sich im Waffenhandwerk übten und unter den Bordersten ständen, die zum Kampfe mahnten. Ein Gerücht erreichte den Pfarrherrn, der Albin Indergand streife in den Thälern des Unterlandes und schüre heimlich die Kriegslust. Das Volk hänge dem Unbekannten an, der aber sich selber sonderbar zurückhalte, andere als Führer vorschreibend, so, als fühle er sich nicht würdig, an der Spitze zu stehen.

In den letzten Apriltagen endlich wurde es auch in Anderhalden lebendig. In der dunkeln Frühe



DIE SCHWIZ
12794

Motiv am Isteiner Klotz bei Basel. Originalzeichnung von Emanuel Bürgy, Basel.

des 27. April verzog aus dem Dorfe abermals eine Schar bewaffneter Männer. Ihre Weiber standen in den Gassen und nahmen schweren Abschied und der Pfarrherr segnete sie, ehe sie hinwegzogen. Auf die Jagdmatt in Erstfeld war eine Landsgemeinde entboten, die über Krieg und Frieden entscheiden sollte. Die Abziehenden und Zurückbleibenden zu Anderhalde wußten aber jetzt schon, daß der Entscheid Krieg sein würde.

Und der Entscheid war Krieg.

Am 26. April 1799 ordnete der uralterische Oberanführer Vincenz von Schmid zu Erstfeld seine Scharen.

Es war ein heller Tag, der Föhnsturm hatte sich gelegt, der seit langen Tagen die Thäler durchbraust hatte, von seinen letzten Atemzügen zitterte die blaue Luft. Die Sonne lag heiß über dem sich nach dem See hinab öffnenden Gelände. Oberhalb der Erstfelder Hütten lagerten die Urner. Der General schritt mit ein paar seiner Offiziere von einem Haufen der bunt gekleideten und bunter bewaffneten Männer zum andern. Eine gewisse Hast war an dem mittelgroßen, vierzigjährigen Manne. Sein Gesicht war gerötet und eine heftige und mutige Erregung blitzte aus seinen Augen. In den Reihen der Landleute herrschte Schweigen. Über den braunen Zügen lag der verbissene Trotz, mit dem die Zähne an schwere Arbeit gingen, nur zuweilen entrann einem Jungen, dem die Ungeduld aus den Augen sprühte, ein rasches Wort, ein Spottwort auf den Feind, oder eines auf die eigenen Kameraden.

Nach einer Weile hielt Vincenz von Schmid an einer Stelle, wo er seine ganze kleine Macht zu übersehen vermochte und redete sie an. Er teilte seine drei Haufen und gab jedem seine Aufgabe, mahnte die Führer und feuerte die Untergebenen an, er selber war voll heiligen Eifers. Als er geendet hatte, blieb sein Blick an einem der Führer hängen, der auf der äußersten Linken seines Heerhaufens stand, der einzige, der nicht Uniform trug. Er hatte ein bleiches Gesicht, dunkles, hängendes Haar und einen kühnen, unter düstern Brauen flammenden Blick. Schwere Schuhe trug er an den Füßen und ein rohes Bauerngewand, sein Haupt war bloß, in der Hand hielt er den Gemstüzen.

„Ob er nicht doch zu jung ist,“ flüsterte der General dem neben ihm stehenden Lieutenant Wolleb zu.

„Läßt ihn,“ gab der zurück. „Die da drüben haben keinen anderen haben wollen, sie sind wie verseßten auf ihn.“

Da schritt der General zu dem Bauern hinüber. Als er näher kam, sah er, daß die witterfestesten und stärksten Männer, Jäger, Hirten und Alpknechte hinter demselben standen.

„Ihr habt Eure Aufgabe begriffen, Indergand?“ fragte der rasch herantretende General.

„Ja,“ sagte der Albin kurz. Und dann den Arm ausstreckend, wies er nach dem Dorfende. „Die Besetzung sammelt sich! Machet dort erst rein, bevor wir thalwärts gehen.“

Am Dorfeingang stand die kleine Franzosenchar, die die Besetzung von Erstfeld gebildet hatte, gefechtsbereit. Vincenz von Schmid schien ein rascher Gedanke zu kommen.

„Geht mit Euren Leuten hinüber und verjagt sie,“ befahl er.

Der Albin richtete sich empor, als schnelle eine Feder in ihm. Er gab kein Wort zurück. Sein Blick überflog die fünfzig Männer, die hinter ihm standen.

„Jetzt,“ sagte er, als wären die lange dessen sicher, was sie zu thun hätten. Der Haufe löste sich von den andern und glitt ungeordnet, aber wie der Jäger auf das Wild springt, vorwärts. Nach wenigen Minuten hallten die ersten Schüsse aus den Hütten.

„Der verliert nicht Zeit,“ murkte ein alter Soldat, der in fremden Diensten gestanden und seinen Platz in der Nähe des Oberführers hatte, das Auge blickte ihm thatenlustig.

„Vorwärts,“ gebot da Vincenz von Schmid, dann setzte sich seine ganze Schar in Bewegung dem Dorfe zu. Sie kamen gerade recht an die Hütten, um die Franzosen auf der Straße von Bözingen fliehen zu sehen. An den letzten Gebäuden standen die Männer des Albin Indergand und sandten ihnen die letzten Schüsse nach. Als der General sich näherte, trat der Indergand von einer der Hütten herüber.

„Die schaden nicht mehr. Mit Verlaub, gehe ich, wie es bestimmt gewesen, über die Reuß und zur Linken.“

Der Offizier nickte mir. Dann verstummen die Schüsse. Im nächsten Augenblicke teilten sich die Haufen in drei Abteilungen; die am weitesten zur Linken zog und die Reuß überschritt, war die des Albin Indergand.

Dieser schritt ihr voran und nahm den Weg gen Attinghausen. Eine kleine Abteilung welscher Soldaten, die dort lagen, überfielen sie und machten sie nieder, als sie sich wehrten. Zwei aber, die der Albin entwaffnet hatte, zwang dieser mit der bloßen Kraft seiner Arme im Nahkampf und band sie, denn das Würgen war ihm zuwider.

Als sie an der Kapelle sich sammelten, schollten Schüsse von der Schächenbrücke herüber, wo die anderen Abteilungen mit französischen Verstärkungen in Kampf geraten waren. Der Albin horchte auf, einen Augenblick zögerte er.

„Wir müssen dort hinüber,“ wandte er sich an seine Schar.

Und eben als sie sich ihm zu folgen anschickten,

glitt ein Bub hinter der Kapelle hervor, außer Atem und schweißbedeckt. Der etwa zwanzigjährige hatte blondes Kraushaar und ein gesundfarbiges Gesicht mit offenen Zügen, er trug ärmliches Gewand. Als einzige Waffe hielt er ein kurzes Beil in zerarbeiterter Faust. Er drängte sich durch die Reihen der andern, bis er den Albin erreichte. Den sah er mit seinem lecken Auge fest an und stieß aus leuchender Brust die Worte hervor: „Ich will mit dir, Bruder.“

Da erst sah der andere ihn schärfer an, und obgleich viele Jahre vergangen waren, seit er den Josef, seinen Bruder, nicht mehr gesehen hatte, erkannte er in seinem Gesicht die Züge der Mutter wieder. Ein fremdes Gefühl ergriff ihn und überwältigte ihn heiß. Es mochte das Blut sein, das sich meldete. Er streckte beide Hände aus und ergriff die des Andern. Er würde ihn an sich gedrückt haben, wenn nicht das Kampfgetöse von Osten her ihn gemahnt hätte, wo er stand.

„Ich komme von Erstfeld,“ erzählte der Josef hastig, „durch den Wald habe ich mich von Flüelen dorthin geschlagen; die Wege sind voll Franzosen. Ich suchte dich dort. Die Weiber wiesen mich hierher. Willst du mich mitnehmen?“

„Komm,“ sagte der Albin. Er wandte sich feldein. Die Männer folgten. Der Josef blieb ihm dicht zur Seite. Und die Brüder wichen darnach tagelang keiner aus der Nähe des andern. Der Albin warf sich an der Schächenbrücke den Franzosen in die Flanke. Er brach ihren Widerstand. Er half sie aus Bürgeln vertreiben und sie bis an den See und auf die Schiffe drängen. Seine wilde Tapferkeit, sein ungestümer Mut entschieden überall, wo die Feinde sich stellten. Der General wies ihm und seiner Schar, als er zu Flüelen und rund um den oberen Teil des Urnersees seine Truppen in Verteidigungsstellungen brachte, mit den Hilfsvölkern aus Nidwalden und Schwyz die Wacht am Bolzbach und um Seedorf zu. Und alle die Zeit, während die Schiffe des französischen Generals Soult mit dem Angriff auf Flüelen drohten, war kein Platz besser geschützt als der, wo der Albin Indergand stand.

Dennoch war, ohne daß einer von allen, die ihm nahe waren, es ahnten, in dem Albin etwas, das sein Feuer dämpfte. Es hatte ihn am ersten Tage beim Sturm an der Schächenbrücke erfaßt und war wie eine plötzliche Zaghaftheit. Er drängte es nieder, seine düstere Braue und seine festgeschlossenen Lippen verraten nie, was in ihm war, aber wenn der Josef im Gedränge des Kampfes von seiner Seite kam, wich alles Blut aus seinem Gesicht, und er wendete sich, unbekümmert um das, was um ihn vorging, und wie von einem dunkeln Zwang getrieben, nach jenem um. Das

war die neue Leidenschaft, die ihn erfüllte, eine plötzliche, wilde Liebe zu dem ihm bisher verschollen gewesenen Bruder.

Die Tage vergingen unter Geplänkel mit dem Feinde und scharfem Wachen. Die Schar des Albin lagerte wohl verborgen in dem waldartigen Buschwerk, das den Einfluß des Bolzbaches in den Urnersee verkleidet. Sie vermochten von ihrem Lager aus das ganze Thor zu übersehen, das allein den Feinden Einlaß gewähren konnte, das ebene Gelände von Flüelen, das von Schmid und seine Hauptmacht hielten, den waldbigen Aten, wo die Schwyz und Zuger verborgen wachten, und diesseits Bauen und Seelisberg, wo Unterwaldner und Urner lagen. Dicht vor ihnen lag der schöne, klar-dunkle See, der das Bild der Berge und das des wolkenlosen Himmels zurückwarf und so still und friedlich war, als wußte nicht der Föhn manchmal seine innersten Tiefen auf. Tagsüber war ein Hin und Wider von Kommanden und Gehenden. Abends saßen die Bauern in Gruppen beisammen, die Gewehre bei der Hand. Es durften keine Feuer brennen, damit dem Feinde ihre Stellung nicht verraten werde. Die beiden Brüder saßen abseits von ihnen und zuweilen flogen die Blicke der andern neugierig zu dem ungleichen Buben hinüber, dem hellhaarigen, der in seinem ganzen Wesen eine fröhliche Heiterkeit zeigte, und dem verschloßnen anderen, dessen Gesicht trotz seiner jungen Jahre etwas Hartes hatte. Es war seltsam, wie die Bauern sich dem Letzteren unterordneten. Er war nicht hochfahrend, wie die Jugend es leicht wird. In seiner Art zu befehlen lag nichts militärisches, er sprach zu ihnen, wie Bauern auf Feld und Matte zu einander redeten, aber wenn der Augenblick zu handeln kam, nahm seine Stimme einen sonderbar erzeten Klang an, so, als schläge Stahl auf Stahl und jedes dieser Worte hatte Gewalt über die, die ihm folgten. In seiner Entschlossenheit, seinem stillen, aber im Augenblick des Entscheids kühnen Wesen lag auch der Grund, warum sie an ihm hingen. Auch darin, daß sie ihn nie ganz begriffen! Es lag in den Blicken, mit denen sie nach ihm sahen zuweilen eine leise Scheu, als erblickten die einfachen, wenig grübelnden, in dem aus ihrer Mitte hervorgegangenen einen, der nicht mit ihrem Maße zu messen war.

Am Abend des siebenten Mai saßen die Brüder auf einem weichen Grasplatz, ferner als sonst von den andern ab, deren Stimmen undeutlich herüber tönten. Der Albin war zu Flüelen gewesen und vor kurzem zurückgekehrt. Es hatte verlautet, der Angriff der Franzosen auf Uri würde nicht lange mehr auf sich warten lassen. Der Gedanke an eine nahende Entscheidung ließ die Landleute leiser sprechen und machte ihre Art düsterer. Die Luft war noch schwer von der Glut

eines überwarmen Tages. Der See lag regungslos und rein.

„Komm! Vielleicht sitzen wir zum letzten Mal beisammen," hatte der Albin zu dem Josef gesagt, als er ihn zu der Stelle, wo sie jetzt saßen, hinübergerufen hatte.

Der Blonde hatte fast erschreckt aufgeblickt. Es war etwas knabenhafte leichtsinniges und lebensfrohes in ihm und der Tod war für ihn der graue Schrecken, ohne daß ihm der Mut gefehlt hätte. Sie hatten sich niedergelassen und waren weiter ins Gespräch gekommen.

„Sterben möchte ich nicht gerade gern," sagte der Josef mit halbem Lächeln.

Der Albin gab keine Antwort. Seine Gedanken wanderten. Erst nach einer Weile riß ihn der Josef aus seinem Sinnen. „Denkst noch daran, wie wir daheim in der Lauti-Eck-Hütte gesessen sind?" fragte er.

Der Albin nickte.

„Es ist anders jetzt," sagte der Blonde und fuhr mit einem leisen Schnaufer fort: „Jetzt sind wir doch noch zwei Rechte geworden."

Der Albin blieb wortkarg. Aber der Josef legte ihm auf einmal die Hand auf ein Knie.

„Ist keine zu Anderhalden zurückgeblieben, die um dich jetzt Kummer hat?" fragte er mit heißen Wangen.

Der Albin schien zu erwachen. Er lächelte. „Um dich kümmert scheint's eine," sagte er.

Da leuchteten dem andern die Augen.

„Es ist schon hart. Seit vier Wochen erst wissen wir, wie wir miteinander stehen und jetzt habe ich fort müssen!"

Der Albin schaute schon wieder ins Leere. Er wußte nicht, warum plötzlich das Bild der Heinrike vor ihm stand, klar, deutlich, als schritte sie vom Ufer herauf auf ihn zu. Seit der heißen Zeit, als das mit

der Gret gewesen war, hatte er mit keinem Gedanken an ein Mädchen gesonnen. Die Freundschaft für die Heinrike war wie eine freundliche Sonne auf seinen Weg gefallen, aber jetzt, als der Bruder von seiner Liebe sprach, flutete es ihm wie ein heißer Strom zum Herzen. Ob die Heinrike seiner in dieser Zeit gedachte! Und wenn er starb, für das Land starb, ob sie stolz sein würde! Es litt ihn nicht an seinem Platze. Er sprang auf und wandte den Blick seewärts. Er lechzte nach einer großen That. Daß jetzt die Feinde kämen! Aber es lag alles still und dunkel. Vom See her kam ein leises Gluckchen, traumhaft einschläfernd, die gewaltigen Leiber der Berge wuchsen aus der dunkeln Flut empor und warfen ihre Schatten weit in dieselbe hinein. Neben ihnen war der helle Himmel, milder Sternenschein brach durch seinen Grund. Der Albin stand spähend und lauschend. Als er sich einmal zurückwendete, sah er, wie der Josef sich gestreckt hatte und die Lider ihm blinzeln über die Augen sanken.

„Mich kommt der Schlaf an," sagte jener, als er seinen Blick auf sich fühlte und richtete sich halb beschämmt empor.

„Schlaf," mahnte der Albin, „es wird bald genug Arbeit geben."

Da legte sich der Jüngere nieder. Es dauerte nicht lange, bis er schlief. Der Albin wanderte umher, er streifte von Lager zu Lager und wußte nicht, was ihn trieb. Es war ihm, als sei er berufen, über alle zu wachen und allen zu gebieten. Aber während er vorüberging, redete er keinen an. Sie sahen ihn kommen, scharfäugig spähen und gehorchen. Manchmal fragte einer: „Wer war das?" Und ein anderer gab Bescheid: „Der Bauer, der die Anderhaldener führt." Und sie folgten seiner kraftvollen Gestalt mit erstaunten Blicken.

(Fortsetzung folgt).

* Festgruß. *

Zu der Stadt des Festes kommt gezogen
Heul' der Rhein mit schönheitsvollen Wogen.
Ferne schon wir seh'n sie leuchtend fließen,
Blumige Wunder aus den Fluten spritzen,
Seh'n die Wellen, die herniederjagen,
Breite volle Rosenbüschel tragen,
Alpenrosen von dem Fuß der Firnen
Glühend thronen an der Wogen Stirnen,

Kecken Sprungs ihn wirft in unsre Hände,
Braust: „Dem Basler feste meine Spende!"

Noch von Bergesduft und Glanz umgeben
Auf den kühlen, dunkeln Wassern schwieben.
All' den Fluß verhüllt die Blütenmenge,
Zieht daher in schimmerndem Gedränge,
Dicht gehäuft von Ufersaum zu Saume,
Wogend weich umrauscht von weißem Schaume.
Bis den reinen Schmuck der Schweizerberge
Ans Gestade spült der starke Ferge,

Rudolf Wackernagel, Basel.